

Antje Flade

Wohnen in der individualisierten Gesellschaft

Psychologisch kommentiert

 Springer

Wohnen in der individualisierten Gesellschaft

Antje Flade

Wohnen in der individualisierten Gesellschaft

Psychologisch kommentiert

 Springer

Antje Flade
AWMF, Angewandte Wohn- und
Mobilitätsforschung
Hamburg, Deutschland

ISBN 978-3-658-29835-7 ISBN 978-3-658-29836-4 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-29836-4>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Eva Brechtel-Wahl

Springer ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Grundlegendes zum Wohnen	7
2.1	Das schützende Refugium	7
2.2	Struktur der Wohnumwelt	10
2.3	Bedeutungen von Wohnen	16
2.4	Bedürfnisse	23
2.5	Wohnungslosigkeit	27
2.6	Epochale und kulturelle Einflüsse	30
3	Von der Philosophie zur Theorie	39
3.1	Das formalistisch ästhetische Paradigma	40
3.2	Das Anpassungsparadigma	42
3.3	Das Gelegenheitsstrukturparadigma	44
3.4	Das soziokulturelle Paradigma	46
3.5	Scheitern formalistischer Entwürfe – Beispiele	50
3.6	Zum Nutzen von Theorien	53
4	Ortsverbundenheit und Orts-Identität	55
4.1	Ortsverbundenheit	56
4.2	Orts-Identität	69
5	Privatheit	73
5.1	Zum Begriff	73
5.2	Kontrollverluste	78

6	Erleben der Wohnumwelt	85
6.1	Objektiver und erlebter Raum	86
6.2	Umweltästhetik	89
6.3	Wohlbefinden und affektive Qualitäten von Räumen	99
6.4	Wahrgenommene Belastungen	110
6.5	Wohnqualität	128
6.6	Wohnzufriedenheit	136
7	Umweltaneignung	147
7.1	Faktische Umweltaneignung	149
7.2	Kognitive Umweltaneignung	153
8	Gemeinschaftlichkeit und Nachbarschaft	157
8.1	Wohnen von Familien	160
8.2	Wohngemeinschaften	166
8.3	Nachbarschaft	173
8.4	Gemeinschaftlichkeit in öffentlichen Räumen	181
8.5	Gemeinschaft ohne gemeinsame Wohnung	183
8.6	Zusammenwohnen mit einem Haustier	184
9	Individualisierung des Wohnens	189
9.1	Die demografische Entwicklung	193
9.2	Entwicklung der Technologie	197
9.3	Zunahme der räumlichen Mobilität	205
9.4	Leben in der Stadt	219
10	Schlussbemerkungen	237
	Glossar	241
	Literatur	251

Wenn heute vom Wohnen gesprochen wird, ist der vorherrschende Gedanke die „Wohnungsnot“ in den Städten. Steigende Mieten und hohe Immobilienpreise kommen in den Sinn. In einer Situation, in der wirtschaftliche Fragen das Feld beherrschen, geraten psychologische Belange meistens aus dem Blick. Bezahlbares Wohnen ist so existentiell, dass Fragen wie etwa nach den Grünflächen und Parks in der Umgebung erst einmal als weniger dringlich beiseitegeschoben werden. Im Mittelpunkt stehen ökonomische, technische und ökologische Themen. Man redet über Mikroapartments, Smart Homes, Tiny Houses und Home Offices, über Earth Ships, die sich durch geschlossene Energie- und Versorgungskreisläufe auszeichnen und Möglichkeiten zur Lebensmittelproduktion bieten, Regenwasser aufbereiten und Strom- und Heizenergie aus Wind- und Solaranlagen generieren, über Urban gardening und Urban farming. Nicht alles lässt sich als plakative Zukunftsrhetorik abtun. Es sind vielmehr Anzeichen einer gesellschaftlichen Entwicklung, die alle Lebensbereiche betrifft.

Neuartige bauliche Formen sind durch technische Erfindungen möglich geworden. So eröffnete der Stahlbetonbau neue Alternativen, denn es konnte nunmehr weiter und höher gebaut werden als jemals zuvor (Röhrbein 2003). Größere Spannweiten gestatten größere und offenere Räume, die mehr Möglichkeiten bieten, sie flexibel und individuell zu nutzen, sodass heute individueller gebaut werden kann. Vieles ist möglich geworden, z. B. lässt sich die Öffnung von Dachfenstern über eingebaute Sensoren regulieren, oder es können in kurzer Zeit aus vorgefertigten Teilen in großer Zahl Mikroapartments errichtet werden. Die Vielfalt baulicher Formen und Innovationen wird in Internationalen Bauausstellungen vorgeführt.

Wohnen ist ein Thema, mit dem sich unterschiedliche Fachrichtungen befassen (Graham et al. 2015). Der Wohnungsbau ist deshalb auch ein

interdisziplinäres Terrain, auf dem sich Architekten, Bauingenieure, Planer, Ökonomen und Juristen begegnen.

Das vorliegende Buch möchte dazu beitragen, die Psychologie auf diesem interdisziplinären Terrain zu verankern. Es ist kein Architekturbuch, in dem die heutige bauliche Vielfalt ausgebreitet und vorgeführt und Bautechniken erläutert werden. Es ist auch kein Buch, das sich mit ökonomischen Fragen befasst. Es geht vielmehr um Mensch-Umwelt-Beziehungen, die vielerlei Fragen aufwerfen, z. B. wie Menschen ihre Wohnumwelt erleben, wie sie davon beeinflusst und geprägt werden und welche Bedingungen gegeben sein müssen, damit sie sich ein *persönliches Zuhause* schaffen können. Es ist kein Ratgeber-Buch, das Hinweise liefert, wie man „richtig“ wohnt und welche Farben gerade Trend sind. Es ist ein Buch, in dem umwelt- und wohnpsychologisches Wissen vermittelt wird, in dem theoretische Konzepte vorgestellt und empirische Forschungsergebnisse präsentiert und diese in einen gesellschaftlichen Kontext gestellt werden. Denn wie der Mensch wohnt, hängt nicht nur von ihm allein ab, sondern immer auch von gesellschaftlichen Entwicklungen, kulturellen Normen und stets auch vom Stand der Technik (Heßler 2012).

Das große Thema ist die Individualisierung. Diese tritt sichtbar im Bau großer Gebäude hervor, in denen sich viele kleine Apartments befinden, die auf ein Allein-Wohnen zugeschnitten sind. Was hier stattfindet, hat Beck (1983) als „kollektive Vereinzelung“ bezeichnet. Die vielen Bewohner der kleinen Wohnungen in den großen Gebäuden bilden das Kollektiv, ihr Alleinwohnen steht für Vereinzelung (Abb. 1.1).

Ziel des Buches ist, den aktuellen Stand *wohnpsychologischen* Wissens zu präsentieren. Auf ökonomische Aspekte wie die „Kommodifizierung“ und „Finanzialisierung“ von Wohnraum, um eine Rendite zu erwirtschaften (Vollmer 2018), wird nur Bezug genommen, wenn dabei auch psychologische Aspekte berührt werden. Es ist ein Buch zur *Psychologie* des Wohnens. Es ist, wie es bereits William Stern (1935) formuliert hat, das Verständnis von Psychologie als einer Wissenschaft, die neben der Gewinnung theoretischer Erkenntnisse immer auch Einfluss auf das praktische Geschehen im öffentlichen Leben nehmen sollte (vgl. Probst 2014). Ähnlich hat es Jahrzehnte später Miller (1969) als Ziel bezeichnet: „to give psychology away“. Wiederum einige Jahrzehnte später wurde unter anderem von Bell et al. (2001) und Gifford (2007) als Ziel der Umweltpsychologie heraus gestellt, die Erkenntnisse der Psychologie zu nutzen, um die Lebensbedingungen der Menschen zu verbessern. Dies kann zum einen durch empirisch gestützte Theoriebildung geschehen, welche die Wirkungszusammenhänge erhellt, sodass begründete Gestaltungsvorschläge gemacht



Abb. 1.1 Kollektive Vereinzelung

werden können, und zum anderen durch begleitende Forschung zur Wirkung von Maßnahmen und Gestaltungsprogrammen.

Wohnpsychologie ist weitaus mehr als nur eine Psychologie des Wohnens in Wohnungen. Zum einen haben Wohnungen immer einen Kontext, zum anderen sind Menschen bewegliche Lebewesen, die sich nicht nur in ihrer Wohnung aufhalten, sondern zwischen drinnen und draußen wechseln oder die aus dem Fenster in die Umgebung schauen (Abb. 1.2).

Doch nicht nur wegen der Ausblicke aus dem Fenster und einem Hin und Her zwischen drinnen und draußen ist ein räumliches Begrenzen von Wohnen allein auf das Leben in Wohnungen nicht möglich, weil auch Wohnumgebungen und Wohnlagen das Leben in Wohnungen bestimmen, z. B. durch den nicht zu überhörenden Verkehrslärm oder eine ungünstige Wohnlage, die zu weiten Wegen zwingt. Die Wohnpsychologie lässt sich aus diesem Grund nicht nur auf Wohnungen beschränken, sondern muss räumlich weiter gefasst werden. Ein dritter Grund für eine weite Fassung ist der Rückgriff auf umweltpsychologische Konzepte wie Ortsverbundenheit, Identität, Privatheit, Umwelterleben und Umwelt bezogenes Handeln, die nicht allein für Wohnumwelten gelten. Privatheit ist z. B. auch in Arbeitsumwelten eine Frage, wenn über die Vor- und Nach-

Abb. 1.2 Ausblick

teile von Großraumbüros diskutiert wird (Bell et al. 2001). Ein vierter Grund ist die enge Verbundenheit des Wohnbereichs mit anderen Lebensbereichen. Wie eng diese Bindung sein kann, spiegelt sich im Home Office wider: Home steht für Wohnen, Office für Arbeiten.

In den folgenden Kapiteln werden verschiedene Themen „rund um das Wohnen“ psychologisch kommentiert. Im zweiten Kapitel werden die Grundbegriffe Wohnen und Wohnumwelt definiert und erläutert. Dass das Bleiben an einem Ort die *sine qua non* des Wohnens ist, wird ausführlich erläutert. Nur Orte, an denen man länger verweilt und bleibt, können zu *Wohnorten* werden. Das dritte Kapitel befasst sich mit den impliziten Planungsphilosophien der Architekten und Planer, die maßgeblich deren Entwürfe bestimmen und damit auch, wie die gebaute Welt, in der wir leben, beschaffen ist. Obwohl diese Paradigmen eine enorme und langfristige Wirkung haben, werden sie kaum thematisiert. Es ist ein Verdienst von Sommer (1983), von dem das Konzept des Social Design stammt, und von Saegert und Winkel (1990), diese höchst einflussreichen Denkweisen ans Licht gebracht zu haben. In den Kap. 4 und 5 werden die Konzepte Ortsverbundenheit und Orts-Identität sowie Privatheit und dazu vorliegende Forschungsergebnisse vorgestellt. Wahrnehmungen und Kognitionen als interne Repräsentationen des Erlebten sowie damit einhergehende Emotionen, die das menschliche Erleben ausmachen, die wahrgenommene Wohnqualität und

Theorien der Wohnzufriedenheit werden im sechsten Kapitel betrachtet. Die auf die Umwelt gerichteten Handlungen und Aktivitäten des Menschen sind Thema des siebten Kapitels. Hier geht es um Umweltaneignung, d. h. den Prozess, in dessen Verlauf durch aktives Handeln aus einer neutralen Umwelt eine persönlich bedeutsame Umwelt wird. Das achte Kapitel befasst sich mit der Daseinsform des Menschen als Sozialwesen. In einer individualisierten Gesellschaft stehen Gemeinschaftlichkeit und Nachbarschaft auf dem Prüfstand. Werden Gemeinschaften unwichtiger oder tauchen sie lediglich unter einem anderen Begriff wieder auf? Ist z. B. Co-Living nur ein neuer Begriff für ein Wohnen mit anderen zusammen? Ohne Zweifel teilen sich die Menschen, auch wenn sie allein in einer Wohnung leben, die Wohnumgebung und den öffentlichen Raum, sodass sich die Frage stellt, ob das Zusammensein mit anderen nicht lediglich aus den Wohnungen hinaus in Außenräume verlagert wird? Es kann auch sein, dass nachbarliche Beziehungen in einer individualisierten, digitalisierten, hochmobilen und verstädterten Welt nur noch eine Nebenrolle spielen. Im neunten Kapitel werden dann gesellschaftliche Entwicklungen in den Blickpunkt gerückt und deren Einfluss auf das Wohnen untersucht. Mächtige Einflussfaktoren sind die demographische Entwicklung, die technologische Entwicklung mitsamt der Digitalisierung, die Zunahme der Mobilität und eine unaufhaltsam erscheinende Verstädterung. Dargestellt werden Annahmen und empirische Ergebnisse über die psychologischen Auswirkungen dieser Entwicklungen. Das abschließende zehnte Kapitel enthält einige Schlussbemerkungen.

Einem großen Teil der Ausführungen liegt englischsprachige Fachliteratur zugrunde. Die dort verwendeten Fachbegriffe werden mitunter parallel verwendet (z. B. emotionale Ortsverbundenheit und place attachment) oder beibehalten (z. B. Mystery), um nicht treffsichere Übersetzungen auszuschließen.

Ein Urmotiv aller Lebewesen ist, sich vor den Bedrohungen zu schützen. Aus den Schutz bietenden Höhlen und Hütten ist im Laufe der Menschheitsgeschichte eine hoch komplexe Wohnumwelt geworden, die außer dem Streben nach Sicherheit noch viele weitere Bedürfnisse befriedigt. Die fatalen Auswirkungen von Wohnungslosigkeit führen die existentielle Bedeutung der Wohnung für den Menschen vor Augen. Das weite Spektrum bestehender Wohnformen zeigt, dass diese Bedürfnisse auf unterschiedliche Weise befriedigt werden können. Die heutige Vielfalt an Wohn- und Lebensformen ist Ausdruck einer individualisierten Gesellschaft.

2.1 Das schützende Refugium

Ein primäres Motiv des Menschen ist das Streben nach Sicherheit und Geschützt sein. Behausungen, Hütten und Häuser bieten den Menschen Schutz und das Gefühl von Sicherheit. Dass die Schutzfunktion der Behausung einen biologischen Ursprung hat, zeigen die Höhlen und Nester von Tieren. Das Gebaute schützt vor Wind, Regen, zu viel Sonneneinstrahlung, Schnee, Kälte und Hitze und vor Bedrohungen durch Tiere und feindlich gesinnte Mitmenschen, und es erleichtert die Aufzucht des Nachwuchses. Das Dach bietet und symbolisiert Schutz (Abb. 2.1).

Baumhäuser schützen vor wilden Tieren; Deiche und Warften sind ein Schutz gegen Sturmfluten. Über den physischen Schutz hinaus bieten Häuser Geborgenheit und das Gefühl, dass einem nichts Böses widerfahren und man auch Naturkatastrophen überstehen kann. Legendär ist die Geschichte von Noah, der ein gewaltiges Schiff baute, um einige auserwählte Menschen und Tiere vor der großen Flut zu retten und zu beherbergen. Der nach 40 Regentagen am



Abb. 2.1 Haus aus der Eisenzeit (Nachbau im Archäologischen Areal auf Amrum)

Himmel erscheinende Regenbogen war ein Zeichen, dass die Sintflut abebbte und man an Land gehen konnte. Nach wie vor löst die Himmelserscheinung des Regenbogens, einer Brechung des Sonnenlichts durch Wassertropfen, positive emotionale Reaktionen aus. Der Regenbogen ist ein Zeichen, dass die Regenflut vorbei ist und ein Unwetter nicht mehr zu befürchten ist (Abb. 2.2).

Auch das Schiff selbst dient als Symbol. In der Legende von Noah symbolisiert es das Schutz bietende Refugium (Abb. 2.3).

Nicht nur Sturmfluten und andere Naturkatastrophen können tödlich sein, auch eine weite unwirtliche unbesiedelte Landschaft birgt Gefahren in sich. Ein Haus inmitten dieser Leere ist ein Zufluchtsort, der vor einer möglicherweise feindlichen Außenwelt schützt (Abb. 2.4).

Das Sicherheitsbedürfnis gehört zu den existentiellen Grundbedürfnissen. Die Stärke dieses Bedürfnisses ist jedoch individuell unterschiedlich. Als Grund eines hohen Sicherheitsanspruchs hatte Hofstätter (1960) die Angst gesehen, „die in vielfachen Erscheinungsformen das Leben des Modernen durchwirkt. ... Was wir naiv erstreben, ist ein Zustand der Geborgenheit im Bewusstsein des „Mir kann nichts geschehen“, ein Schlaraffenland also. Es böte uns völlige Sicherheit, dafür aber keinesfalls einen Rahmen zum echten Handeln ... im Schlaraffenland gibt es

Abb. 2.2 Ein doppelter Regenbogen über einem Haus



Abb. 2.3 Die Arche Noahs (Mittelalterliche Darstellung in der Kirche in Tetenbüll/Eiderstedt)





Abb. 2.4 Haus in menschenleerer Landschaft (Foto Cornelia Kahl)

keine Angst; ein köstlicher Wunschtraum, der sich freilich als eine Ausgeburt der Angst durchschauen lässt“ (S. 14 f.). Für Menschen, die ihr Zuhause mit einem Schutzwall versehen, trifft der Spruch zu: „My home is my castle“ (Billig 2006).

2.2 Struktur der Wohnumwelt

Wie sich das Wohnen gestaltet, hängt nicht allein von der Wohnung, sondern immer auch von der Wohnumgebung ab. Die Wohnumwelt, bestehend aus Wohnung und Wohnumgebung, ist der alltägliche Lebensraum, der Innen- und Außenräume sowie den Übergang zwischen beiden Bereichen umschließt. Über das Räumliche hinausgehend hat Lewin (1936) den Lebensraum (die Wohnumwelt) definiert als den Ausschnitt der physischen Umwelt, der für das wahrnehmende und handelnde Individuum von Bedeutung und zugleich dessen Repräsentation ist. Hier klingt bereits an, dass die Wohnumwelt nicht nur eine objektiv physische, sondern eine *erlebte* Umwelt und damit eine Mensch-Umwelt-Beziehung ist. Der englische Begriff für den alltäglichen Lebensraum ist „Home Range“ (Porteous 1977). Der Home Range ist das Insgesamt aus Wohnung, der Home Base, den Zielorten und den Wegen dorthin (Abb. 2.5).

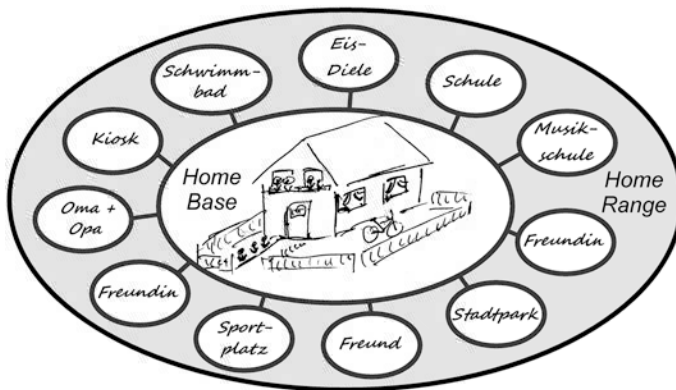


Abb. 2.5 Home Range eines Kindes, schematisiert

Im Home Range befinden sich verschiedene Zielorte, die von den Bewohnern aufgesucht werden müssen oder zu denen sie hin wollen. Gelebt wird nicht nur in den „eigenen vier Wänden“, der gesamte Home Range ist Wohnumwelt. Wie weit sich dieser erstreckt, ist individuell unterschiedlich. Dagegen sind die Grenzen der Home Base leicht auszumachen.

„Wohnungen sind nach außen abschließbare, zu Wohnzwecken in der Regel zusammenhängende Räume, die das Führen eines eigenen Haushalts ermöglichen“ (Datenreport 2018, S. 219).

Fuhrer und Kaiser (1993, 1994) haben die Wohnumwelt definiert als den vom Menschen insgesamt genutzten Raum, Harloff und Ritterfeld (1993) als den subjektiv bedeutsamen Außenraum, mit dem sich die Bewohner emotional verbunden fühlen, den sie in Gebrauch nehmen und für ihre persönlichen Zwecke nutzen. Nach Américo und Aragonés (1997) ist die Reichweite der Wohnumgebung subjektiv, sie ergibt sich durch den individuellen Eindruck des Menschen: „Dies ist meine Welt“. Bestimmende Faktoren sind somit sowohl die Nutzung als auch die emotionale Verbundenheit mit der Umwelt.

Martha Muchow hat in den 1930er Jahren die Wohnumwelt von Großstadtkindern untersucht, wobei sie diese in einen Spiel- und einen Streifraum



Abb. 2.6 Obligatorischer Spielplatz in Hausnähe

unterteilt hat (Muchow und Muchow 1935)¹. Der Spielraum ist der häufig aufgesuchte vertraute Nahbereich. Der nur hin und wieder besuchte Streifraum, in dem noch Unbekanntes zu finden ist, reicht weiter. In ihrer Untersuchung sollten 11-jährige Kinder im Stadtteil Barmbek in Hamburg auf Stadtplänen die für sie wichtigen Orte und die Straßen, die sie gut kennen (Spielraum), und in einer anderen Farbe die Straßen, die sie ab und zu aufsuchen (Streifraum), markieren. Im Streifraum kommt es auf Eigeninitiative an und auf die Bereitschaft, sich mit neuen Anforderungen auseinander zu setzen. Muchow stellte fest, dass zwar der Spielraum bei 11-jährigen Mädchen und Jungen ähnliche Ausmaße hat, nicht jedoch der Streifraum, der bei den Jungen ausgedehnter ist. In den 1930er Jahren waren Jungen offensichtlich wagemutiger als Mädchen.

Wohnumgebungen in den Städten sind heute, Jahrzehnte später, sowohl für Jungen als auch für Mädchen kaum mehr als Streifräume geeignet, mitunter ist sogar der Spielraum nur knapp bemessen (Abb. 2.6).

¹Die erste Ausgabe des „Lebensraums des Großstadtkindes“ hat 1935 posthum Martha Muchows Bruder Hans Heinrich herausgegeben. Weithin bekannt wurde die Untersuchung erst 1978 durch Jürgen Zinnecker, der für eine Neuauflage gesorgt hatte.

Hart (1979) hat die Wohnumwelt von Kindern auf andere Weise unterteilt: Als Free Range definierte er denjenigen Bereich, den Kinder unbegleitet und eigenständig aufsuchen können, in dem sie autonom agieren und Eigeninitiative und Kreativität entwickeln können. Der Free Range ist ein nicht von Erwachsenen kontrollierter Raum. Der „range with permission“ umfasst die Orte, die das Kind allein aufsuchen kann, wobei es jedoch vorher um Erlaubnis fragen muss. Der „range with permission with other children“ und schließlich der „range with related adults“ sind Bereiche, zu denen das Kind nur zusammen mit anderen Kindern oder in Begleitung Erwachsener gehen darf.

Ein Kinderspielplatz direkt am Haus ist zwar als *Free Range* gedacht, doch wie frei der Bereich wirklich ist, hängt von den Nutzungsvorschriften ab. Auch wenn in den Bauordnungen die Errichtung eines Kinderspielplatzes bei Gebäuden mit mehreren Wohnungen vorgeschrieben ist, bedeutet das noch nicht, dass dort frei gespielt werden kann (vgl. Abb. 2.6).

Des Weiteren hängen die Spielmöglichkeiten für Kinder von der Hausform ab. Wie Mundt (1980) und Oda et al. (1989) empirisch nachgewiesen haben, ist der Free Range von Kindern im Vorschulalter, die in den oberen Stockwerken von Hochhäusern wohnen, reduziert. Sie halten sich seltener draußen auf und treffen demzufolge auch seltener mit Gleichaltrigen zusammen als Kinder, die weiter unten im Hochhaus wohnen.

Gebaute Umwelten unterscheiden sich in ihrer Größenordnung (scale). Moore et al. (1985) haben zwischen Mikro-, Meso- und Makroumwelten differenziert. Eine ähnliche Kategorisierung stammt von Fornara et al. (2010):

„The research literature on psychological responses to residential environments has focused on different geographic levels underlying the term residential ..., that is (from micro to macro), home, residential complex or block, neighborhood, and town/city“ (Fornara et al. 2010, S. 172).

Was jeweils Mikro- bzw. Makroumwelt ist, ist relativ; es ist keine absolute Kategorie. Für die wohnenden Menschen ist die geographische Makroumwelt meistens die Stadt oder Region.

Eine nicht-geographische Einteilung stammt von Bronfenbrenner (1996), der zwischen vier *Systemen*, dem Mikro-, Meso-, Exo- und Makrosystem unterschieden hat. Das Mikrosystem ist der ein Individuum direkt umgebende Lebensbereich mitsamt den darin stattfindenden sozialen Interaktionen, das Mesosystem umfasst das Beziehungsgefüge zwischen verschiedenen Lebensbereichen, bei einem Kind z. B. zwischen Wohnung und Schule. Das Exosystem ist ein übergreifendes Beziehungsgeflecht. Ein Beispiel ist der Arbeitsplatz der Eltern, der

Zeitmuster vorgibt und damit auch den Lebensalltag des Kindes bestimmt. Das alles übergreifende Makrosystem stellt die Gesellschaft mitsamt ihren sozialen Normen, Werten, Ideologien und Weltanschauungen dar. Die Systeme sind ineinander verschachtelt, d. h. was sich im Mikrosystem abspielt, wird von den übergeordneten Systemen beeinflusst.

In den umweltspsychologischen Lehrbüchern (Bell et al. 2001; Gifford 2007) wird die Wohnumwelt neben die Lern-, Arbeits-, Freizeit- und Verkehrsumwelt als Teilbereich des gesamten Lebensraums des Menschen gestellt. Die einzelnen Teilbereiche werden durch die Art der Aktivitäten definiert. So ist die Wohnumwelt der Teilbereich, in dem Tätigkeiten wie Ausruhen, Schlafen, Kochen, Essen, Fernsehen, Klavier üben, Zeitung lesen usw. stattfinden. Die Wohnumwelt ist hier ein Setting (Umweltausschnitt) unter anderen Settings. Bei einer behavioristischen Definition, Umweltbereiche allein durch das dort stattfindende Verhalten zu kategorisieren, tritt die Besonderheit der Wohnumwelt gegenüber anderen Umwelten nicht zutage.

Dass Wohnumwelten jedoch nicht nur ein Setting unter anderen Settings sind, zeigt sich, wenn man das Konzept der Territorialität heran zieht.

„Territoriality can be viewed as a set of behaviors and cognitions a person or group exhibits, based on perceived ownership of physical space“ (Bell et al. 2001, S. 276).

Verglichen mit anderen Umwelten ist die Wohnumwelt ein primäres Territorium, zu dem allein die Bewohner zugangsberechtigt sind. Wer die Verfügungsmacht über einen Raum besitzt, kann andere ausschließen und von sich fern halten; er kann entscheiden, was darin stattfindet und was nicht. Der Zugangsberechtigte kann die Umwelt kontrollieren, deren Ressourcen nutzen und die Umwelt nach eigenen Vorstellungen gestalten. Die Wohnung als primäres Territorium zeichnet sich gegenüber allen anderen Umwelten durch ein hohes Maß an individueller Kontrolle aus. Es ist der Bereich, der angeeignet und personalisiert werden kann. Ein primäres Territorium ist in diesem Sinne ein Ort persönlicher Freiheit.

Territoriales Verhalten hat zwar einen biologischen Ursprung. Die Kontrolle knapper Ressourcen durch Abstecken, Markieren und Verteidigen von Räumen ist Instinkt gesteuert, wie man bei Tieren beobachten kann. Territoriales Verhalten beim Menschen ist nicht mehr nur biologisch determiniertes, sondern kulturell überformtes Verhalten (Brown 1987).

Kriterien für die Einteilung der Umwelt in primäre, sekundäre und tertiäre (öffentliche) Territorien sind (Brown 1987; Werner und Altman 1998):

- das ausschließliche Nutzungsrecht
- die Dauer der Inanspruchnahme
- die persönliche Bedeutung
- das Ausmaß der Personalisierung
- Reaktionen auf Grenzverletzungen.

Die eigene Wohnung ist das typische primäre Territorium, über das ein Mensch oder eine Gruppe relativ dauerhaft verfügt. Das ausschließliche Nutzungsrecht ermöglicht ein hohes Maß an Personalisierung. Sekundäre Territorien umfassen ein weites Spektrum verschiedenartiger Umwelten für unterschiedliche Gruppen, denen gemeinsam ist, dass sie für eine bestimmte Zeitspanne sowie bestimmte Zwecke genutzt werden. Beispiele sind Bibliotheken, Spielplätze für bestimmte Altersgruppen wie z. B. für 6- bis 12-Jährige, Kindertagesstätten, Gemeinschaftsräume in Wohnanlagen, Clubräume und Sportstätten. Es sind Räume, zu denen die dazu berechtigten Personen Zugang haben, z. B. weil sie einen Bibliotheksausweis besitzen oder Mitglied in dem Verein sind. Öffentliche Territorien sind Umwelten wie öffentliche Plätze, Cafes, Läden und Parks usw., zu denen jeder Zutritt hat.

In Tab. 2.1 werden die drei Arten von Territorien anhand von drei Kriterien: Dauer der Inanspruchnahme, Ausmaß der Personalisierung und Verteidigungsbereitschaft, noch einmal vorgestellt.

Wohnumwelten unterscheiden sich von allen anderen Umwelten durch ihren primär-territorialen Anteil, nämlich die Wohnung. Die territoriale Struktur der Wohnumgebung ist indessen je nach Art der Bebauung, dem Gebäudetyp und

Tab. 2.1 Arten von Territorien und Verhalten (Ausschnitt aus Hellbrück und Fischer 1999, S. 337)

Territorium	Dauer der Besetzung	Ausmaß der Personalisierung/Verteidigung
Primär	Fortgesetzt	Starke Personalisierung, unerlaubtes Eindringen Fremder wird als schwerer Verstoß angesehen
Sekundär	Vorübergehend	Begrenzte Personalisierung während der Nutzung, zeitlich begrenzte Verteidigung
Öffentlich (tertiär)	Kurzzeitig	Keine Personalisierung, geringe Verteidigungsbereitschaft

der Siedlungsform unterschiedlich. Ein privater Garten ist primäres, ein Gemeinschaftsgarten sekundäres Territorium. Der Bereich zwischen Häuserzeilen ist, sofern es kein öffentlicher Durchgangsweg ist, sondern nur die in den Häusern Wohnenden Grund haben, sich dort aufzuhalten, sekundäres Territorium. Wie konfliktfrei sich das Zusammenleben mit anderen Bewohnern, den Nachbarn, gestaltet, hängt von dem territorialen Gefüge ab. „Territorial functioning“ bezeichnet eine differenzierte intakte räumliche Struktur, bei der unterschiedliche Arten von Territorien in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen und ein Konsens über deren Zugänglichkeit, Nutzungsrecht und Nutzungsart besteht (Taylor 1980).

„Territoriality refers to the legitimate users’ sense of ownership or appropriation which reduces the opportunities for offending by discouraging illegitimate users ... and explains the overlaps between this concept and others (e. g., access control and surveillance). Territoriality aims to eliminate unassigned spaces and ensure that all spaces have a clearly defined and designated purpose“ (Montoya et al. 2016, S. 519).

Wohnumwelten „funktionieren“, wenn zwischen verschiedenen Territorien differenziert wird, wobei insbesondere sekundäre Territorien unverzichtbar sind.

Auf solche Differenzierungen hat der Philosoph Heidegger bei seiner Definition des Wohnens gänzlich verzichtet. Er sah die gesamte Erde als Wohnumwelt an, was er damit begründete, dass Wohnen die Art und Weise ist, wie Menschen auf der Erde sind (vgl. Flade 2006). Heidegger hatte dabei offensichtlich nicht den einzelnen Menschen im Blick, der jeweils nur einen winzigen Ausschnitt der Erdoberfläche bewohnt, sondern die gesamte Menschheit, die sich überall auf der Erde Lebensräume geschaffen hat. Es ist eine anthropologische, keine psychologische Definition von Wohnen.

2.3 Bedeutungen von Wohnen

Das Wort „Wohnen“ hat seinen Ursprung im Mittelhochdeutschen, das bis ins 14. Jahrhundert hinein gesprochen wurde. Es war die Bezeichnung für bleiben, verharren, verweilen, sich aufhalten, sich befinden. Zum Stichwort „wohnlich“ hieß es im Wörterbuch von Grimm und Grimm (1960): für den menschlichen Aufenthalt geeignet, einladend, behaglich, traulich, heimlich, warm, gewöhnlich, üblich (Bd. 30, S. 1207 ff.). Wohnen ist somit ein Sammelbegriff für Verweilen und Bleiben, Behaglichkeit und Geruhsamkeit, Sicherheit und Geborgenheit.

Sesshaftigkeit erleichtert es dem Menschen, seinen Alltag räumlich und zeitlich zu strukturieren, was ihm ermöglicht, entlastende Verhaltensroutinen zu entwickeln und anzuwenden und auf diese Weise frei zu werden, um anderes zu tun.

Der Begriff „Heimat“ ruft Assoziationen an eine weitreichende emotionale Verbundenheit mit einer Herkunftsregion, in der man gewohnt hat oder immer noch wohnt, hervor. Heimat leitet sich von Heim ab, wobei Heim für Haus, Wohnort, Aufenthaltsort, Ort, wo man sich niederlässt, steht. Im 19. Jahrhundert war Heimat ein Privileg und ein Gegenstand des Rechts: „Heimat nennt man denjenigen Ort, wo jemand sesshaft ist und wo ihm ... Aufenthalt und Armenpflege gewährt werden muss“ (Conversationslexikon 1866). Zwei Jahrzehnte später lautete die Definition: „Heimat, Bezeichnung für den Geburtsort, auch für den Ort, wo jemand sein Heim, d. h. seine Wohnung hat. In der Rechtsprache versteht man unter H. die Ortsangehörigkeit oder Gemeindeangehörigkeit einer Person“ (Meyers Konversations-Lexikon 1887). Heute bezeichnet man mit Heimat einen Ort, mit dem ein Mensch emotional räumlich, soziokulturell und durch die eigene Geschichte verbunden ist. Es ist eine Region, aus der man stammt und die dadurch auch mit der persönlichen Vergangenheit verknüpft ist. Heimat beinhaltet die seit der Kindheit oder seit vielen Generationen bestehende Verbundenheit mit einem Land, mit dessen Kultur und Geschichte. Wird Heimat so verstanden, dann ist für Migranten das Aufnahmeland nicht die Heimat. Es kann jedoch im Laufe der Zeit eine *neue* Heimat werden². Wie Boesch (1998) ausgeführt hat, kann es nur dann eine Heimat geben, wenn auch das Gegenteil, nämlich die Fremde, existiert. Für einen Menschen, der sich als „Weltbürger“ und frei von örtlichen Bindungen versteht, haben die Kategorien Heimat und Fremde keine nennenswerte Bedeutung. Für Migranten ist das Aufnahmeland die Fremde.

Grundelement ist das Bleiben, wobei zunächst noch offen ist, wie lange man bleiben muss, um es als Wohnen bezeichnen zu können. Der Aufenthalt kann kürzer oder länger sein, sodass sich die Frage stellt, ab welcher Dauer eigentlich das Wohnen anfängt. Die Übernachtung in einem Hotel ist in den meisten Fällen kein Wohnen, doch wenn es sich um einen längeren Aufenthalt, einen „extended stay“, handelt, ist die Antwort weniger klar: Ist das schon Wohnen?

²Der größte nicht staatliche Wohnungsbaukonzern in Europa in der Nachkriegszeit, vom Deutschen Gewerkschaftsbund 1950 gegründet, nannte sich „Neue Heimat“ (Landeszentrale für politische Bildung Hamburg 2019). Ziel war, die extreme Wohnungsnot nach dem Krieg zu beseitigen und den obdachlos gewordenen Menschen eine neue Heimat zu verschaffen.

Temporäres Wohnen ist zeitlich begrenztes Wohnen oder auch lediglich ein Beherbergen. Die Unterscheidung zwischen Wohnen und Beherbergen bzw. einem Miet- und einem Beherbergungsvertrag ist normativ³, ob ein längeres Bleiben an einem Ort als Wohnen erlebt wird, ist subjektiv. D. h. objektive Festlegungen, die Wohnen mit Blick auf die Dauer des Bleibens an einem Ort definieren, müssen nicht mit dem Erleben übereinstimmen.

Ein Ort, an dem man längere Zeit verweilt und bleibt, wird einem vertraut. Man kennt sich dort aus und kann sich in der Umgebung mühelos zurechtfinden. Und man entwickelt eine mehr oder weniger ausgeprägte gefühlsmäßige Beziehung zu diesem Ort. Diesen letzteren Aspekt hat Saegert (1985) in ihrer Definition als Kernelement des Wohnens hervorgehoben:

„Dwelling is the most intimate of relationships with the environment“ (Saegert 1985, S. 288).

Die Konzeption von Wohnen als Mensch-Umwelt-Beziehung macht es leicht, die Bedeutung der Umweltbedingungen für das Wohnen zu erkennen. Dass Mensch-Umwelt-Beziehungen grundsätzlich *wechselseitig* sind, auch wenn je nach Situation die eine oder andere Wirkrichtung dominiert, zeigt sich daran, dass das längere Bleiben an einem Ort sowohl den Ort als auch den Menschen verändert. Die personalisierte Wohnung sieht anders aus als die Wohnung vor dem Einzug (vgl. Abb. 2.7). Wohnen als räumliches Orientiert sein, als behagliches Verweilen und Sich geborgen und zu Hause fühlen an einem Ort, den man sich zu eigen gemacht hat, ist Ergebnis fortwährender Wechselbeziehungen. Eine angeeignete Umwelt ist ein persönliches Werk, in dem man sich selbst wiederfindet.

Ein längeres Verweilen schafft Kontinuität. Es können sich räumliche und zeitliche Ordnungsstrukturen herausbilden, die das Alltagsleben erleichtern⁴. Der gleichbleibende Ort ist ein Fixpunkt, der eine soziale und kulturelle Einbindung ermöglicht (Dovey 1985).

Wie wichtig diese soziale und kulturelle Einbindung ist, lässt sich aus der Bindungstheorie von Hirschi (1969) ableiten, die besagt: Soziale und ört-

³Für Hotels, Pensionen, Ferienwohnungen oder Gemeinschaftsunterkünfte gelten die Grundsätze einer Beherbergung.

⁴Hier ist das Phänomen des Entrümpelns und der Befreiung von allzu vielen Dingen zu erwähnen. Es hat sich soviel in der Wohnung angesammelt, dass es immer schwerer fällt, Ordnung herzustellen.



Abb. 2.7 Vom House zum Home (Grafik von Niels Flade)

liche Bindungen geben dem Menschen Halt, was ihn davon abhält, eigennützig, unsozial und kriminell zu handeln. Deshalb hat Hirschi seine Theorie auch als „control theory of delinquency“ bezeichnet. Es sind vier Arten von Mensch-Umwelt-Beziehungen, die den Menschen von unerwünschtem Tun abhalten:

- attachment: Anbindung, emotionale Bindung an Bezugspersonen,
- commitment: Einverständnis, Akzeptanz von Normen und Regeln,
- involvement: sich für soziale Belange engagieren, Eingebundensein in gemeinschaftliche Aktivitäten,
- belief: Normen, Werthaltungen, Überzeugungen.

Ein fester Ort, an dem andere Menschen, die einem vertraut und wichtig sind, wohnen, fördert attachment. Es bedeutet, dass man die dort geltenden sozialen Regeln und Normen akzeptiert, dass man sich für seine Umwelt interessiert und bereit ist, sich für gemeinsame Belange wie die Erhaltung von Grünflächen, die zu Baugrundstücken werden sollen, einzusetzen. Die Komponente „belief“ bezeichnet die moralische Basis, das System von Werten und Überzeugungen, die nicht infrage gestellt werden und über die man sich in der Gruppe Gleichgesinnter einig ist.

Wohnen als enge Mensch-Umwelt-Beziehung beinhaltet physische, psychologische und soziale Transaktionen, über die Menschen ihre Wohnumwelt gestalten und in ein Zuhause verwandeln, über die sie ihr alltägliches Leben und ihre sozialen Beziehungen organisieren, über die sie sich verorten und ihrem Leben Sinn und Bedeutung verleihen. Den Anfang solcher Transaktionen repräsentiert das fertig gestellte leere Haus bzw. die bezugsfertige leere Wohnung; das Ergebnis ist das Zuhause, die in Besitz und Gebrauch genommene persönlich bedeutsame Wohnumwelt (Boesch 1998). Diese personalisierte Wohnumwelt ist das Home (Bechtel 1997; van der Klis und Karsten 2009). Der Unterschied zwischen dem House, der soeben fertig gestellten noch nicht in Gebrauch genommenen gebauten Umwelt, und dem Home, dem Zuhause, wird in Abb. 2.7 veranschaulicht.

In welchem Ausmaß Umwelteinflüsse das Wohnen bestimmen und die Wohnenden prägen, ist den Bewohnern meistens nicht bewusst, denn Wohnen ist etwas Alltägliches, nichts Außergewöhnliches und Spektakuläres, das die Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde. Diese Alltäglichkeit ist mitunter ein Hindernis, indem die Bedeutung des Wohnens für die Menschen in der Wohnbauarchitektur zu wenig Beachtung findet. Man denkt kaum nach über *Gewohntes*. Was jedoch das Gewohnte für den Menschen bedeutet, zeigen die Folgen, wenn es wegfällt, weil man umgesiedelt wurde oder fern von seinem Zuhause unter Heimweh leidet oder weil man obdachlos geworden ist. Genau hier tritt zutage, was Bunston und Breton (1992) als „the home’s situating property“ bezeichnet haben.

Weniger konkret hat Moore (2000) das Zuhause umschrieben als „an abstract signifier of a wide set of associations and meanings“ (S. 208). Die Konzepte Privatheit, Sicherheit, Ortsverbundenheit, Aktivitäten, soziale Beziehungen, Identität, Ordnung und Kontinuität, die in Tab. 2.2 aufgelistet sind, liefern ein Raster, um diesen „wide set of associations and meanings“ zu fixieren und zu ordnen.

Das Zuhause bietet Schutz und Sicherheit, Privatheit und Rückzug, Regeneration und Stressabbau, Umweltaneignung und Selbstdarstellung, räumliche und zeitliche Ordnung, örtliche und soziale Verbundenheit, Kontinuität und Identität, es ist Träger von Erinnerungen. Die Ordnung und die feste Struktur

Tab. 2.2 Bedeutungen von Wohnen in Stichworten

Konzept	Spezifizierungen
Privatheit	Privatheit (Smith 1994), Privatheit, Rückzug (Tognoli 1987; Aragonés et al. 2002), Rückzugsort, Erholung, Regeneration (Cooper Marcus 1995), Abschirmung, Privatheit (Bunston und Breton 1992), Ort der Privatheit (Weichhart und Rumpholt 2015)
Sicherheit	Verlässlicher Besitz (Tognoli 1987), Schutz (Aragonés et al. 2002, Weichhart und Rumpholt 2015), geschützter Raum, Sicherheit, Geborgenheit, Gefühl des Umsorgt seins (Cooper Marcus 1995), Refugium, Sicherheit (Bunston und Breton 1992), Sicherheit (Scharp et al. 2016)
Ortsverbundenheit	Ortsverbundenheit (Tognoli 1987), affektive Bindungen an Orte (Cooper Marcus 1995), räumliche Verortung (situating property) (Bunston und Breton 1992), Lieblingsorte, gefühlsmäßiges Erleben (Scharp et al. 2016)
Aktivitäten	Aneignung, Personalisierung (Smith 1994), Gelegenheit für bestimmte Aktivitäten (Scharp et al. 2016)
Soziale Beziehungen	Soziokulturelle Einbindung (Tognoli 1987), soziale Netzwerke (Smith 1994), Ort sozialer soziale Interaktionen (Aragonés et al. 2002), Verbundenheit mit der soziokulturellen Umwelt (Dovey 1985), soziale Beziehungen (Bunston und Breton 1992), Familie, Freunde (Scharp et al. 2016), Ort engster Sozialkontakte (Weichhart und Rumpholt 2015)
Identität	Identität, Selbstdarstellung, Zentralität (Tognoli 1987), Identität (Smith 1994; Dovey 1985), Identität, Ausdruck des sozialen Status (Aragonés et al. 2002), Orts-Identität (Bunston und Breton 1992)
Ordnung	Räumliche und zeitliche Ordnung (Dovey 1985; Bunston und Breton 1992), Normalität, Routinen (Scharp et al. 2016), Strukturierung und Organisation der alltäglichen Lebenspraxis, Aufbewahrungsort (Weichhart und Rumpholt 2015)
Kontinuität	Kontinuität (Tognoli 1987), Kontinuität, Erinnerungen an das Zuhause der Kindheit (Smith 1994), affektive Bindungen an frühere Wohnumwelten, Träger von Erinnerungen (Cooper Marcus 1985), Verbundenheit mit der eigenen Vergangenheit und Zukunft (Dovey 1985), persönliche Entwicklung (Bunston und Breton 1992)

des Alltagslebens wirken entlastend, denn gewohnte Abläufe müssen nicht immer wieder neu überlegt werden (Dovey 1985). Die soziokulturelle Ordnung beruht auf sozialen Normen, die übernommen und internalisiert werden. Von

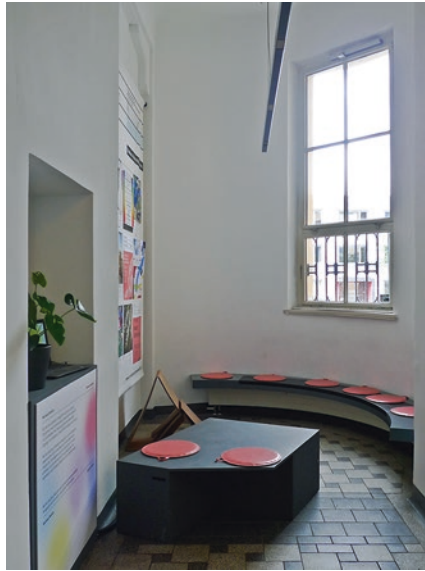


Abb. 2.8 Restflächennutzung: Sitzzecke in einem Flur

den im Prinzip möglichen Wohnformen werden diejenigen realisiert, die mit den kulturellen Aktivitäten und Normen im Einklang sind. Die Wohnumwelt ist so Teil der kulturellen Identität. Es ist der Umweltbereich, der eine kontinuierliche Lebensführung ermöglicht. Durch das Wohnen ist der Mensch mit seiner Vergangenheit und Zukunft, mit der physischen Umwelt, mit anderen Menschen und der Gesellschaft verbunden. Über das Zuhause als einem Ort, der an frühere Lebensphasen erinnert, wird die Verbindung mit der eigenen Vergangenheit hergestellt.

Die Wohnung ist auch Aufbewahrungsort. Bestimmte Dinge und Sachen braucht man nicht täglich. Oder man möchte sie behalten, weil sie einem persönlich wertvoll und mit Erinnerungen verbunden sind oder, weil man sie später wieder brauchen könnte. Kellerräume sind in dieser Hinsicht wichtige Nebenräume. Es sind nutzungs offene Räume mit einem hohen Gebrauchswert (Fritz-Haendeler 1985). Auch „Restflächen“, sofern sie nicht zu klein sind, sind vielfältig nutzbar (Abb. 2.8).

Easthope (2004) und Graham et al. (2015) haben „home“ definiert als Ort, der mehr ist als ein place, nämlich „a particularly significant type of place“

(Easthope 2004, S. 136) bzw. „a unique place where a person’s past, present, and future selves are reflected and come to life“ (Graham et al. 2015, S. 346). Die Differenzierung zwischen place und home in Form einer expliziten Hervorhebung als „particularly significant“ und als „a unique place“ unterstreicht die Bedeutung des Wohnens als „the most intimate of relationships with the environment“ (Saegert 1985, S. 288).

Die Liste der Bedeutungen des Wohnens lässt sich überprüfen, wenn man Vergleiche zwischen dem (primären) Zuhause und einer aus beruflichen Gründen angeschafften Zweitwohnung (commuter residence) anstellt. Van der Klis und Karsten (2009) sind dabei von einem Kontinuum mit drei Stufen: space, place und home, ausgegangen. Ein Space ist ein unpersönlicher neutraler Raum mit rein instrumenteller Bedeutung; ein Place ist ein Ort, mit dem sich ein Mensch emotional verbunden fühlt, ein Home ist ein besonderer Place, an den die Bindung sehr eng ist. Die Zweitwohnung ist dann ein Home, wenn man sie aneignen und dort vieles machen und wenn man dort sozial eingebunden ist.

Die Bedeutungen des Wohnens lassen sich des Weiteren erschließen, wenn man einen Blick auf die Bedürfnisse des Menschen wirft, zu deren Befriedigung die Wohnumwelt wesentlich beiträgt, des Weiteren, wenn man die Folgen von Wohnungslosigkeit analysiert und wenn man die kulturellen Einflüsse auf das Wohnen untersucht.

2.4 Bedürfnisse

Bedürfnisse sind wie Motive ein Motor und Richtungsgeber des Handelns und ein Konstrukt, mit dem erklärt wird, warum sich Menschen in einer bestimmten Weise verhalten. Der Mensch handelt zum einen, um Mangelzustände zu beseitigen (Homöostase-Prinzip), und zum anderen, um sich persönlich weiter zu entwickeln und psychisch zu wachsen (Wachstumsprinzip). Um seine Existenz zu sichern, muss sich der Mensch Nahrung verschaffen und mit Gefahren, die seine Existenz bedrohen, fertig werden. Es sind existentielle Bedürfnisse, die nach dem Homöostase-Prinzip funktionieren. Sie werden in dem hierarchischen Modell von Maslow (1954), der Bedürfnispyramide, auf den unteren Stufen der Pyramide lokalisiert. Auf dieses aus den 1950er Jahren stammende Modell wird in der Motivationspsychologie nach wie vor Bezug genommen (Heckhausen und Heckhausen 2010; Myers 2014). Basisbedürfnisse sind das Verlangen nach Nahrung, Schutz vor Kälte und Hitze, Wärme, Licht, Ruhe, Erholung, Schlaf und Schmerzfreiheit sowie das Bedürfnis nach einer sicheren, beständigen, überschaubaren und vertrauten Umwelt (Abb. 2.9). Auf den höheren Ebenen sind die sozialen